

Die Psychotherapeutin

Jeden Tag sitzt Avin Frauen gegenüber, die nicht mehr leben wollen. Die meisten sind Jesidinnen, waren monatelang Gefangene des IS, wurden vergewaltigt, haben zugesehen, wie Soldaten ihre Kinder quälten. Viele fühlen sich schuldig, hassen ihren Körper. Sie sind nun frei, aber die Angst ist geblieben. Viele haben versucht, sich zu erhängen.

Avin Shahab Aziz, 29, kurdische Psychotherapeutin, hört ihnen zu, manchmal stellt sie eine Frage, aber nichts, was sie sagt oder tut, kann den Schmerz der Frauen schnell lindern. Seit vier Jahren arbeitet sie bei der Jiyân-Stiftung (jiyan-foundation.org), die Traumatherapie in kurdischen Gebieten anbietet, aber nicht nur für Kurden. In einer ihrer zehn Kliniken, im irakischen Dschamschamal, sind 40 Frauen mit ihren Kindern untergebracht, weit weg vom Alltag, in dem sie sich nicht mehr zurechtfinden. Die Frauen sind misstrauisch, auch gegenüber Avin. Die ist Muslimin, im Namen ihrer Religion haben die Männer vom IS die Frauen gequält. Die hassen den Islam, er ist für sie Schmerz, Angst und Scham.

Avin sagt, dass der Islam ihr beigebracht habe, Menschen zu helfen. Sie fragt die Frauen, woran sie selbst glauben, welche Feste sie feiern. Und allmählich, mit den Wochen, beginnen die Frauen zu erzählen. Avin hört stundenlang Geschichten über Gewalt. Nachts träumt sie davon. »Am Anfang habe ich alle Männer der Welt dafür gehasst, was sie den Frauen angetan haben«, sagt sie. Sie muss mit Kolleginnen über ihr Angst sprechen, um weiterzumachen. Hoffnung aber geben ihr die verletzten Frauen. »Sie haben immense Kraft in sich. Wir helfen ihnen nur, das zu erkennen.« Manchmal backen sie Brot zusammen, machen einen Ausflug oder Yoga. Und plötzlich sagt eine von ihnen, dass sie nachts wieder schlafen kann.

SARAH SCHASCHKE

Diese Menschen lassen hoffen

Sie gehen dorthin, wo alle anderen aufgegeben haben und angeblich nichts mehr zu retten ist. Und plötzlich geht noch was, wächst was, wird was. Sieben Hoffnungsträger im Porträt

Der Pfarrer

Zwei Jahre Auszeit nahm sich Ulrich Kasparick, als er sich 2009 aus der Bundespolitik verabschiedete. Er konnte sich die Pause leisten, weil er Parlamentarischer Staatssekretär im Forschungs- und später im Verkehrsministerium gewesen war. 2011 zog er dann aus Berlin nach Hetzdorf im Uckerland – als Pfarrer ins brandenburgische Nirgendwo zwischen Berlin, Stettin und der Ostsee. Dorthin, von wo alle weggehen. Die evangelische Kirche wirbt in dieser Gegend mit dem Satz: »Wer die Stille sucht, ist bei uns richtig.« Für Pfarrer gilt das aber nicht. Kasparicks Pfarrei mit ihren verschiedenen Ortsteilen erstreckt über 33 Kilometer – früher gab es dafür drei Pfarrstellen.

Er schafft es allein. Als Kasparick vor fünf Jahren ankam, hatte die Gemeinde knapp 600 Mitglieder. Ein Drittel davon hat er inzwischen beerdigt. Wie pflanzt man Hoffnung ins leere Land? 2012 rief der Pfarrer auf Facebook dazu auf, ihm Rosen zu schicken für einen Garten am Pfarrhaus (facebook.com/InternergartenUckerland). Heute verfolgen 35.000 Freunde im Netz, wie der Garten wächst, 6000 Menschen kamen schon zu Besuch. Kasparick lädt zu Konzerten und Lesungen ein, immer wieder wollen Paare in Hetzdorf getraut werden oder ihre Kinder taufen lassen. Alle spenden. Die Dörfner pflegen die Rosen, im Internet wächst die Gemeinde: Via Skype führt Kasparick Trau- und Trauergespräche, manchmal leitet er auch den Konfirmandenunterricht. Das spart Fahrzeit. Die Alten hat er dazu gebracht, sich per Handy in WhatsApp-Gruppen zu treffen. WOLFGANG THIELMANN

Die Nonne

Am liebsten würde sie gar nichts sagen. Schwester Maria steht ungern im Mittelpunkt, sie ist ja vor 35 Jahren nicht nach Frankreich ins Kloster gegangen, in den Carmel de la Paix, um eines Tages in der Zeitung zu stehen. 28 Karmeliterinnen leben auf einem Hügel im Burgund und beten für die, die zu ihnen kommen. »Ein Gebet ist keine Magie und Gott kein Magier«, sagt Schwester Maria. »Wo ist Gott? Wir sind an der Seite der Verlierer und suchen ihn.« Die Ordensgemeinschaft geht zurück auf das Jahr 1610 und war eine der ersten Gründungen in der Nachfolge der Mystikerin Teresa von Ávila. »Unsere Gäste teilen mit uns die



So sagten es die Großen: von Paulus bis Machiavelli

»Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.«

Neues Testament, Brief des Paulus an die Römer

»Bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden.«

Friedrich Nietzsche, »Also sprach Zarathustra«

»Einmal zog einer aus, das Fürchten zu lernen. Doch nun wird ein uns gemäßeres Gefühl fällig. Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen.«

Ernst Bloch, »Das Prinzip Hoffnung«

»Es ist realistisch, zu glauben, dass sich unsere Lage erheblich verbessern lässt. Leute, die sich dieser Einsicht verweigern, sind Fantasten, die sich als Pragmatiker aufspielen.«

Terry Eagleton, »Hoffnungsvoll, aber nicht optimistisch«

Stille. Wir sind keine Verkünderinnen der Wahrheit, sondern erneuern das Wort Gottes in Liturgie, Gesang, Leben.«

Schwester Maria spricht leise und sanft. Sie erwähnt nicht, dass sie Musiktherapeutin ist und komponiert. Ein alter Freund, selbst Ordensmann, hat sie überredet, mit der ZEIT zu telefonieren. »Hoffnung kommt nicht aus uns selbst. Wir können sie nur empfangen. Hier und heute.« Es gebe kein Rezept. Wenn Leute mit Schicksalsschlägen kämen, zum Beispiel eine Frau, die gleich drei Kinder verloren habe, gebe es keinen Trost, genau wie bei der Muttergottes nach dem Kreuzestod Jesu. »Ich kann nur mitleiden, mit betroffen sein und auf Gott hören.« Was ihr persönlich helfe? »Je älter ich werde, desto mehr bewundere ich die Natur, die uns immer wieder einen Neubeginn schenkt.« Sie ist jetzt 62 und sagt, man dürfe nie bitter werden. Dann entschuldigt sie sich, sie müsse Schluss machen. Vor Weihnachten ziehen sich die Nonnen ein paar Tage ins Schweigen zurück. EVELYN FINGER

Der Arzt

Als Erstes warnt mich Peter Schwidtal: »Hier ist es anders, als Sie wahrscheinlich denken!« Was bitte sollte an Eritrea »anders« sein? Sein Satz macht misstrauisch, denn Eritrea hat den Ruf, das »Nordkorea Afrikas« zu sein. Einen entsprechend weiten Bogen machen Helfer um dieses Land. Wer will schon riskieren, als nützlicher Idiot einer Diktatur zu gelten? Dabei gibt es gute Gründe, sich dort zu engagieren. Aus dem sechs Millionen Einwohner zählenden Land flüchten Jahr für Jahr Tausende Menschen. Viele kommen nach Deutschland.

Peter Schwidtal, der Arzt aus Soest, hilft seit 1995 in Eritrea, viermal im Jahr für mehrere Wochen. Er konzentriert sich auf die Menschen und ihre Bedürfnisse. Naiv ist er deshalb nicht. Natürlich weiß er, wie schwierig das politische Umfeld ist, aber es gibt Spielräume, die man nur vor Ort findet. Er nutzt sie zum Wohl anderer Menschen. Schwidtal gründete 2010 den Verein Archemed (archemed.org). Seine Patienten sind vor allem Kinder und Schwangere; seine Kliniken stehen in der Hauptstadt Asmara und in der Provinz. Die Ärzte, Krankenschwestern und Techniker arbeiten ehrenamtlich, sie kommen aus Deutschland, der Schweiz, Österreich, Dänemark. Das Ziel des Vereins ist, das Leben der eritreischen Kinder und damit auch ihrer Eltern zu verbessern.

Man nennt das neuerdings: Fluchtursachenbekämpfung. Peter Schwidtal macht es schon seit 1995 – dort, wo es bitter nötig ist und sich nur wenige hinwägen. ULRICH LADURNER

Der Jesuit

Wenn die Menschen keinen Zugang zu Bildung haben, dann muss die Bildung eben zu den Menschen kommen. Sie sitzen in zerstörten Städten oder ärmlichen Lagern fest, zum Beispiel im Nordirak. Ihr Ziel ist Europa, aber sie kommen nicht weg, weil die Routen zu unsicher sind. Viele Vertriebene sind jung, hungern nach Bildung. Ihre Zukunft liegt Pater Peter Balleis am Herzen. Der 59-Jährige leitet jetzt das Bildungsprogramm, das zu den Menschen kommt, das Jesuit Worldwide Learning (jwl.org) des Jesuitenordens. Zuvor war Balleis sieben Jahre lang Internationaler Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS) und bereiste bis zu fünfzig Krisenländer im Jahr. Für ihn ist Lernen eine Art, nicht in der Vergangenheit zu versinken.

JWL ist ein digitales Bildungsprogramm, getragen von Jesuiten-Universitäten und dem JRS. Die Flüchtlinge studieren in Onlinekursen, Mitglieder des JRS begleiten sie vor Ort als Mentoren. Mehrere Hundert Menschen verschiedener Herkunft und Religionszugehörigkeit studieren derzeit gemeinsam online. Mehr als 3000 junge Frauen und Männer absolvieren Sprachkurse an 17 verschiedenen Orten der Welt. Dass es nicht längst mehr sind, ist eine Frage des Geldes – immer ist es zu wenig. Schon als Direktor des Flüchtlingsdienstes hatte Balleis um Spenden für das Programm geworben, über 330.000 Euro kamen zusammen. Davon werden Computer angeschafft und Tutoren bezahlt.

Als neuer Chef von JWL hat Balleis den Sitz der Organisation nach Genf verlegt – wo viele internationale Organisationen, also potenzielle Förderer angesiedelt sind. Stolz ist er auf seine eben getroffene Vereinbarung mit dem Bayerischen

Landtag. Für 30.000 Euro im Jahr 2016 und je 55.000 Euro in den beiden nächsten Jahren hat das Landesparlament 100 Bildungsstipendien im Flüchtlingscamp Domiz in der Nähe von Dohuk im Nordirak übernommen. Bildung macht Hoffnung, sagt Balleis, weil sie dem Nihilismus etwas Positives entgegensetzt. Er selbst bekommt kein Geld, bezieht kein Gehalt. Sein Lohn sei, dass seine Arbeit ihm Kraft gebe. Und wenn er etwas braucht? Kleider, Hausrat? »Dann sind da noch meine älteren Schwestern, die waren immer für mich da.«

ROLAND KIRBACH

Die Freiwillige

Aida Dedovic aus München wollte gerade ihr Hochzeitsessen planen, da fragte ihr Imam Benjamin Idriz nach Leuten, die sich um Flüchtlinge kümmern könnten. Vor allem die Bayern-Kaserne nahe der Allianz-Arena, wo Bayern München spielt, platzte im September 2015 aus allen Nähten. Aida Dedovic sagte zu. Richtete eine WhatsApp-Gruppe ein und begleitete Flüchtlinge bei ihren ersten Schritten in Deutschland: Ausländeramt, Sozialamt, Sozialkaufhaus, Deutschunterricht, Haarschneiden. »Manche brauchten Hilfe, um nicht verrückt zu werden«, sagte sie, »die Erinnerung an das Grauen in Syrien ließ auch die Stärksten zusammenbrechen.« Ein paar Freunde fuhrten damals mit Hilfsgütern an die serbisch-kroatische Grenze, wo sich Tausende Flüchtlinge aus Syrien stauten.

Aus Aida Dedovics Initiative entstand der Helferkreis Münchner Muslime (helferkreis-mm.de). Sie weiß nur, dass es inzwischen weit mehr als hundert Helfer sind. Manche kommen dazu, andere springen ab. Aida heiratete inmitten der Aufregung um die Flüchtlinge. Vergangene Woche hat sie drei Weihnachtsfeiern mitorganisiert: »Klar feiern wir Muslime auch Weihnachten.« Sie selbst floh als Kind mit ihren Eltern aus Bosnien. Inzwischen haben die ersten »ihrer« Flüchtlinge die B2-Deutschprüfung geschafft, damit kann man studieren. Einige engagieren sich nun selber im Helferkreis, organisieren Sprachpatenschaften, Fortbildung und auch Informationsabende über den Islam – damit Angst und Abneigung nicht noch weiter wachsen.

Aida Dedovic schüttelt den Kopf über eine Umfrage, wonach Deutsche glauben, Muslime stellen zwanzig Prozent der Bevölkerung. Tatsächlich sind es nur fünf. WOLFGANG THIELMANN

Die Familienhelferin

Jedes Leben endet irgendwann mit dem Tod. Doch manchmal deutet der Tod sich schon an, wenn das Leben noch gar nicht richtig begonnen hat. Da ist zum Beispiel Karim, ein schwerstbehinderter Junge aus Wedding, der im Kindergartenalter alles wieder verlernte, was er sich mühsam angeeignet hatte. Da ist Moritz, den man sehr gut kennen muss, um seinem Blick zu entnehmen, wie es ihm gerade geht. Und da ist Zeycan Özden mit ihrer Kollegin Rebekka Storck, zwei junge, schöne Frauen, die das Berliner Jugendamt in Familien schickt, die mit ihren kranken Kindern allein nicht mehr klarkommen.

Sie erledigen Behördengänge, organisieren Papierkram, begleiten zu Ärzten und Therapeuten, entwickeln eigenen Förderpläne. Aber ihre größte Leistung steht in keinem Anforderungskatalog: Sie geben nicht auf, wenn alle anderen die Hoffnung fahren lassen, sie kämpfen wie die Tigermütter dafür, auch aus einem eingeschränkten Leben alles herauszuholen, was geht. Wenn ein Mädchen, das von Geburt an eine Magensonde trug, nach vier Jahren Schlucktraining die erste feste Nahrung bekommt, ist das für sie ein Triumph übers Schicksal. Wenn eine Junge, der niemals wird laufen können, nach jahrelangem Training lernt, seine Beine zu strecken, feiern sie einen großen Fortschritt.

Die Kinder, sagt Özden, wissen nicht, was die Gesellschaft von ihnen denkt. »Sie entwickeln sich in ihrem eigenen System.« Seitdem Özden und Storck im Team arbeiten, leiden sich nicht mehr darunter, dass ihre Arbeit selbst den engsten Freunden nicht vermittelbar ist. Doch Missachtung macht sie wütend. »Wenn ich in einer Bar erzähle, dass ich mit behinderten Kindern arbeite, ist die Betreuerin groß«, sagt Rebekka Storck.

Dabei müsste man auf die Knie fallen vor diesen beiden Frauen, die sehr bewusst eine sehr unzeitgemäße Entscheidung getroffen haben: gegen Karriere, die auch im sozialen Bereich eine institutionelle wäre, für eine schlecht bezahlte, schlecht beleumundete Arbeit an der Basis. Denn hier, sagt Zeycan Özden, geht es um das Größte überhaupt. Um den Menschen, dessen Wert für sie und ihre Kollegin unter keinen Umständen verhandelbar ist. STEFANIE FLAMM

Weiterlesen auf S. 56

Die Psychotherapeutin

Jeden Tag sitzt Avin Frauen gegenüber, die nicht mehr leben wollen. Die meisten sind Jesidinnen, waren monatelang Gefangene des IS, wurden vergewaltigt, haben zugehört, wie Soldaten ihre Kinder quälten. Viele fühlen sich schuldig, hassen ihren Körper. Sie sind nun frei, aber die Angst ist geblieben. Viele haben versucht, sich zu erhängen.

Avin Shahab Aziz, 29, kurdische Psychotherapeutin, hört ihnen zu, manchmal stellt sie eine Frage, aber nichts, was sie sagt oder tut, kann den Schmerz der Frauen schnell lindern. Seit vier Jahren arbeitet sie bei der Jiyân-Stiftung (jiyan-foundation.org), die Traumatherapie in kurdischen Gebieten anbietet, aber nicht nur für Kurden. In einer ihrer zehn Kliniken, im irakischen Dschamschamal, sind 40 Frauen mit ihren Kindern untergebracht, weit weg vom Alltag, in dem sie sich nicht mehr zurechtfinden. Die Frauen sind misstrauisch, auch gegenüber Avin. Die ist Muslimin, im Namen ihrer Religion haben die Männer vom IS die Frauen gequält. Die hassen den Islam, er ist für sie Schmerz, Angst und Scham.

Avin sagt, dass der Islam ihr beigebracht habe, Menschen zu helfen. Sie fragt die Frauen, woran sie selbst glauben, welche Feste sie feiern. Und allmählich, mit den Wochen, beginnen die Frauen zu erzählen. Avin hört stundenlang Geschichten über Gewalt. Nachts träumt sie davon. »Am Anfang habe ich alle Männer der Welt dafür gehasst, was sie den Frauen angetan haben«, sagt sie. Sie muss mit Kolleginnen über ihr Angst sprechen, um weiterzumachen. Hoffnung aber geben ihr die verletzten Frauen. »Sie haben immense Kraft in sich. Wir helfen ihnen nur, das zu erkennen.« Manchmal backen sie Brot zusammen, machen einen Ausflug oder Yoga. Und plötzlich sagt eine von ihnen, dass sie nachts wieder schlafen kann.

SARAH SCHASCHKE

Diese Menschen lassen hoffen

Sie gehen dorthin, wo alle anderen aufgegeben haben und angeblich nichts mehr zu retten ist. Und plötzlich geht noch was, wächst was, wird was. Sieben Hoffnungsträger im Porträt

Der Pfarrer

Zwei Jahre Auszeit nahm sich Ulrich Kasparick, als er sich 2009 aus der Bundespolitik verabschiedete. Er konnte sich die Pause leisten, weil er Parlamentarischer Staatssekretär im Forschungs- und später im Verkehrsministerium gewesen war. 2011 zog er dann aus Berlin nach Hetzdorf im Uckerland – als Pfarrer ins brandenburgische Nirgendwo zwischen Berlin, Stettin und der Ostsee. Dorthin, von wo alle weggehen. Die evangelische Kirche wirbt in dieser Gegend mit dem Satz: »Wer die Stille sucht, ist bei uns richtig.« Für Pfarrer gilt das aber nicht. Kasparicks Pfarrei mit ihren verschiedenen Ortsteilen erstreckt über 33 Kilometer – früher gab es dafür drei Pfarrstellen.

Er schafft es allein. Als Kasparick vor fünf Jahren ankam, hatte die Gemeinde knapp 600 Mitglieder. Ein Drittel davon hat er inzwischen beerdigt. Wie pflanzt man Hoffnung ins leere Land? 2012 rief der Pfarrer auf Facebook dazu auf, ihm Rosen zu schicken für einen Garten am Pfarrhaus (facebook.com/InternetgartenUckerland). Heute verfolgen 35.000 Freunde im Netz, wie der Garten wächst, 6000 Menschen kamen schon zu Besuch. Kasparick lädt zu Konzerten und Lesungen ein, immer wieder wollen Paare in Hetzdorf getraut werden oder ihre Kinder taufen lassen. Alle spenden. Die Dörfner pflegen die Rosen, im Internet wächst die Gemeinde: Via Skype führt Kasparick Trau- und Trauergespräche, manchmal leitet er auch den Konfirmandenunterricht. Das spart Fahrzeit. Die Alten hat er dazu gebracht, sich per Handy in WhatsApp-Gruppen zu treffen. WOLFGANG THIELMANN

Die Nonne

Am liebsten würde sie gar nichts sagen. Schwester Maria steht ungern im Mittelpunkt, sie ist ja vor 35 Jahren nicht nach Frankreich ins Kloster gegangen, in den Carmel de la Paix, um eines Tages in der Zeitung zu stehen. 28 Karmeliterinnen leben auf einem Hügel im Burgund und beten für die, die zu ihnen kommen. »Ein Gebet ist keine Magie und Gott kein Magier«, sagt Schwester Maria. »Wo ist Gott? Wir sind an der Seite der Verlierer und suchen ihn.« Die Ordensgemeinschaft geht zurück auf das Jahr 1610 und war eine der ersten Gründungen in der Nachfolge der Mystikerin Teresa von Ávila. »Unsere Gäste teilen mit uns die



So sagten es die Großen: von Paulus bis Machiavelli

»Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.«

Neues Testament, Brief des Paulus an die Römer

»Bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden.«

Friedrich Nietzsche, »Also sprach Zarathustra«

»Einmal zog einer aus, das Fürchten zu lernen. Doch nun wird ein uns gemäßeres Gefühl fällig. Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen.«

Ernst Bloch, »Das Prinzip Hoffnung«

»Es ist realistisch, zu glauben, dass sich unsere Lage erheblich verbessern lässt. Leute, die sich dieser Einsicht verweigern, sind Fantasten, die sich als Pragmatiker aufspielen.«

Terry Eagleton, »Hoffnungsvoll, aber nicht optimistisch«

Stille. Wir sind keine Verkünderinnen der Wahrheit, sondern erneuern das Wort Gottes in Liturgie, Gesang, Leben.«

Schwester Maria spricht leise und sanft. Sie erwähnt nicht, dass sie Musiktherapeutin ist und komponiert. Ein alter Freund, selbst Ordensmann, hat sie überredet, mit der ZEIT zu telefonieren. »Hoffnung kommt nicht aus uns selbst. Wir können sie nur empfangen. Hier und heute.« Es gebe kein Rezept. Wenn Leute mit Schicksalsschlägen kämen, zum Beispiel eine Frau, die gleich drei Kinder verloren habe, gebe es keinen Trost, genau wie bei der Muttergottes nach dem Kreuzestod Jesu. »Ich kann nur mitleiden, mit betroffen sein und auf Gott hören.« Was ihr persönlich helfe? »Je älter ich werde, desto mehr bewundere ich die Natur, die uns immer wieder einen Neubeginn schenkt.« Sie ist jetzt 62 und sagt, man dürfe nie bitter werden. Dann entschuldigt sie sich, sie müsse Schluss machen. Vor Weihnachten ziehen sich die Nonnen ein paar Tage ins Schweigen zurück. EVELYN FINGER

Der Arzt

Als Erstes warnt mich Peter Schwidtal: »Hier ist es anders, als Sie wahrscheinlich denken!« Was bitte sollte an Eritrea »anders« sein? Sein Satz macht misstrauisch, denn Eritrea hat den Ruf, das »Nordkorea Afrikas« zu sein. Einen entsprechend weiten Bogen machen Helfer um dieses Land. Wer will schon riskieren, als nützlicher Idiot einer Diktatur zu gelten? Dabei gibt es gute Gründe, sich dort zu engagieren. Aus dem sechs Millionen Einwohner zählenden Land flüchten Jahr für Jahr Tausende Menschen. Viele kommen nach Deutschland.

Peter Schwidtal, der Arzt aus Soest, hilft seit 1995 in Eritrea, viermal im Jahr für mehrere Wochen. Er konzentriert sich auf die Menschen und ihre Bedürfnisse. Naiv ist er deshalb nicht. Natürlich weiß er, wie schwierig das politische Umfeld ist, aber es gibt Spielräume, die man nur vor Ort findet. Er nutzt sie zum Wohl anderer Menschen. Schwidtal gründete 2010 den Verein Archemed (archemed.org). Seine Patienten sind vor allem Kinder und Schwangere; seine Kliniken stehen in der Hauptstadt Asmara und in der Provinz. Die Ärzte, Krankenschwestern und Techniker arbeiten ehrenamtlich, sie kommen aus Deutschland, der Schweiz, Österreich, Dänemark. Das Ziel des Vereins ist, das Leben der eritreischen Kinder und damit auch ihrer Eltern zu verbessern.

Man nennt das neuerdings: Fluchtursachenbekämpfung. Peter Schwidtal macht es schon seit 1995 – dort, wo es bitter nötig ist und sich nur wenige hinwägen. ULRICH LADURNER

Der Jesuit

Wenn die Menschen keinen Zugang zu Bildung haben, dann muss die Bildung eben zu den Menschen kommen. Sie sitzen in zerstörten Städten oder ärmlichen Lagern fest, zum Beispiel im Nordirak. Ihr Ziel ist Europa, aber sie kommen nicht weg, weil die Routen zu unsicher sind. Viele Vertriebene sind jung, hungern nach Bildung. Ihre Zukunft liegt Pater Peter Balleis am Herzen. Der 59-Jährige leitet jetzt das Bildungsprogramm, das zu den Menschen kommt, das Jesuit Worldwide Learning (jwl.org) des Jesuitenordens. Zuvor war Balleis sieben Jahre lang Internationaler Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS) und bereiste bis zu fünfzig Krisenländer im Jahr. Für ihn ist Lernen eine Art, nicht in der Vergangenheit zu versinken.

JWL ist ein digitales Bildungsprogramm, getragen von Jesuiten-Universitäten und dem JRS. Die Flüchtlinge studieren in Onlinekursen, Mitglieder des JRS begleiten sie vor Ort als Mentoren. Mehrere Hundert Menschen verschiedener Herkunft und Religionszugehörigkeit studieren derzeit gemeinsam online. Mehr als 3000 junge Frauen und Männer absolvieren Sprachkurse an 17 verschiedenen Orten der Welt. Dass es nicht längst mehr sind, ist eine Frage des Geldes – immer ist es zu wenig. Schon als Direktor des Flüchtlingsdienstes hatte Balleis um Spenden für das Programm geworben, über 330.000 Euro kamen zusammen. Davon werden Computer angeschafft und Tutoren bezahlt.

Als neuer Chef von JWL hat Balleis den Sitz der Organisation nach Genf verlegt – wo viele internationale Organisationen, also potenzielle Förderer angesiedelt sind. Stolz ist er auf seine eben getroffene Vereinbarung mit dem Bayerischen

Landtag. Für 30.000 Euro im Jahr 2016 und je 55.000 Euro in den beiden nächsten Jahren hat das Landesparlament 100 Bildungsstipendien im Flüchtlingscamp Domiz in der Nähe von Dohuk im Nordirak übernommen. Bildung macht Hoffnung, sagt Balleis, weil sie dem Nihilismus etwas Positives entgegensetzt. Er selbst bekommt kein Geld, bezieht kein Gehalt. Sein Lohn sei, dass seine Arbeit ihm Kraft gebe. Und wenn er etwas braucht? Kleider, Hausrat? »Dann sind da noch meine älteren Schwestern, die waren immer für mich da.«

ROLAND KIRBACH

Die Freiwillige

Aida Dedovic aus München wollte gerade ihr Hochzeitsessen planen, da fragte ihr Imam Benjamin Idriz nach Leuten, die sich um Flüchtlinge kümmern könnten. Vor allem die Bayern-Kaserne nahe der Allianz-Arena, wo Bayern München spielt, platzte im September 2015 aus allen Nähten. Aida Dedovic sagte zu. Richtete eine WhatsApp-Gruppe ein und begleitete Flüchtlinge bei ihren ersten Schritten in Deutschland: Ausländeramt, Sozialamt, Sozialkaufhaus, Deutschunterricht, Haarschneiden. »Manche brauchten Hilfe, um nicht verrückt zu werden«, sagte sie, »die Erinnerung an das Grauen in Syrien ließ auch die Stärksten zusammenbrechen.« Ein paar Freunde fuhrten damals mit Hilfsgütern an die serbisch-kroatische Grenze, wo sich Tausende Flüchtlinge aus Syrien stauten.

Aus Aida Dedovics Initiative entstand der Helferkreis Münchner Muslime (helferkreis-mm.de). Sie weiß nur, dass es inzwischen weit mehr als hundert Helfer sind. Manche kommen dazu, andere springen ab. Aida heiratete inmitten der Aufregung um die Flüchtlinge. Vergangene Woche hat sie drei Weihnachtsfeiern mitorganisiert: »Klar feiern wir Muslime auch Weihnachten.« Sie selbst floh als Kind mit ihren Eltern aus Bosnien. Inzwischen haben die ersten »ihrer« Flüchtlinge die B2-Deutschprüfung geschafft, damit kann man studieren. Einige engagieren sich nun selber im Helferkreis, organisieren Sprachpatenschaften, Fortbildung und auch Informationsabende über den Islam – damit Angst und Abneigung nicht noch weiter wachsen.

Aida Dedovic schüttelt den Kopf über eine Umfrage, wonach Deutsche glauben, Muslime stellen zwanzig Prozent der Bevölkerung. Tatsächlich sind es nur fünf. WOLFGANG THIELMANN

Die Familienhelferin

Jedes Leben endet irgendwann mit dem Tod. Doch manchmal deutet der Tod sich schon an, wenn das Leben noch gar nicht richtig begonnen hat. Da ist zum Beispiel Karim, ein schwerstbehinderter Junge aus Wedding, der im Kindergartenalter alles wieder verlor, was er sich mühsam angeeignet hatte. Da ist Moritz, den man sehr gut kennen muss, um seinem Blick zu entnehmen, wie es ihm gerade geht. Und da ist Zeycan Özden mit ihrer Kollegin Rebekka Storck, zwei junge, schöne Frauen, die das Berliner Jugendamt in Familien schickt, die mit ihren kranken Kindern allein nicht mehr klarkommen.

Sie erledigen Behördengänge, organisieren Papierkram, begleiten zu Ärzten und Therapeuten, entwickeln eigenen Förderpläne. Aber ihre größte Leistung steht in keinem Anforderungskatalog: Sie geben nicht auf, wenn alle anderen die Hoffnung fahren lassen, sie kämpfen wie die Tigermütter dafür, auch aus einem eingeschränkten Leben alles herauszuholen, was geht. Wenn ein Mädchen, das von Geburt an eine Magensonde trug, nach vier Jahren Schlucktraining die erste feste Nahrung bekommt, ist das für sie ein Triumph übers Schicksal. Wenn eine Junge, der niemals wird laufen können, nach jahrelangem Training lernt, seine Beine zu strecken, feiern sie einen großen Fortschritt.

Die Kinder, sagt Özden, wissen nicht, was die Gesellschaft von ihnen denkt. »Sie entwickeln sich in ihrem eigenen System.« Seitdem Özden und Storck im Team arbeiten, leiden sich nicht mehr darunter, dass ihre Arbeit selbst den engsten Freunden nicht vermittelbar ist. Doch Missachtung macht sie wütend. »Wenn ich in einer Bar erzähle, dass ich mit behinderten Kindern arbeite, ist die Betrettheit groß«, sagt Rebekka Storck.

Dabei müsste man auf die Knie fallen vor diesen beiden Frauen, die sehr bewusst eine sehr unzeitgemäße Entscheidung getroffen haben: gegen Karriere, die auch im sozialen Bereich eine institutionelle wäre, für eine schlecht bezahlte, schlecht beleumdete Arbeit an der Basis. Denn hier, sagt Zeycan Özden, geht es um das Größte überhaupt. Um den Menschen, dessen Wert für sie und ihre Kollegin unter keinen Umständen verhandelbar ist. STEFANIE FLAMM

Weiterlesen auf S. 56